

Aus dem Inhalt:

Die Klarheit des hohen Berges

Leserecho–

Nochmals: die Quäker

Begnung mit dem Islam

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Die Klarheit des hohen Berges

Otto Hammer

Die Verklärung Jesu

»Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus, Jakobus und Johannes und führte sie auf einen hohen Berg, nur sie allein. Und er wurde vor ihnen verklärt; und seine Kleider wurden hell und sehr weiß, wie sie kein Bleicher auf Erden so weiß machen kann. Und es erschien ihnen Elia mit Mose, und sie redeten mit Jesus. Und es kam eine Wolke, die überschattete sie. Und eine Stimme geschah aus der Wolke: Das ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören! Und auf einmal, als sie um sich blickten, sahen sie niemand mehr bei sich als Jesus allein. Als sie aber vom Berge hinabgingen, gebot ihnen Jesus, daß sie niemandem sagen sollten, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn auferstünde von den Toten.

Und sie fragten ihn und sprachen: Sagen nicht die Schriftgelehrten, daß zuvor Elia kommen muß? Er aber sprach zu ihnen: Elia soll ja zuvor kommen und alles wieder zurechtbringen. Und wie steht dann geschrieben von dem Menschensohn, daß er viel leiden und verachtet werden soll? Aber ich sage euch: Elia ist gekommen, und sie haben ihm angetan, was sie wollten, wie von ihm geschrieben steht. (Mark. 9,2-4;7-9;11-13)

1. Der Text

Die Verklärungsgeschichte steht bei den drei Synoptikern Matthäus, Markus und Lukas, mit nahezu gleicher Aussage. Für diesen Vortrag wurde der Text aus dem Markusevangelium gewählt, weil Markus das früheste Evangelium ist. Er ist insofern am ehesten *Stimme der frühen Gemeinde* und gibt am ehesten deren christliche Auffassung wieder. Christoph Hoffmann hat Glaube und Ethik der Urgemeinde als besonderes Vorbild herausgestellt (*siehe dazu: Chr. Hoffmann, Das Christentum im ersten Jahrhundert, 1853*).

Markus hält die Gemeindetradition seiner Zeit fest. Er sammelte die Glaubenserzählungen, wie sie in der Gemeinde im Umlauf waren und zur Demonstration des Glaubens verwendet wurden. Seine Geschichte spiegelt so das Christusverständnis der Gemeinden seiner Zeit, also etwa 40 Jahre nach Jesu Tod. Es ist kein historischer Bericht, der ein reales Geschehen schildert, sondern eine Erzählung, die zeigt, wie *die Gemeinde* Jesus sieht, und wie sie ihn erkannt hat. Für diese Erzählung gilt dasselbe, wie für die Evangelien ganz allgemein: sie sind keine Tatsachenberichte, kein Report, sondern Bekenntnisse, Glaubensdarstellungen. Ihre Wahrheit liegt nicht im erzählten Vorgang, sondern dahinter, in der Glaubensaussage. Und dies ist logisch notwendig. Der Glaube bezieht sich immer auf die Relation zur Transzendenz, zu dem, was wir göttlich oder jenseitig nennen, und diese Relation ist nicht direkt erfahrbar und sinnlich nicht wahrnehmbar.

Jesus hat uns keine fixierte Lehre und keine Schriften hinterlassen. Wir haben keine Texte *von* ihm, sondern nur *über* ihn. Es war deshalb für die Gemeinden höchst wichtig – auch für den Dialog mit der Umwelt –, die Vollmacht Jesu als Verkünder einer neuen Lehre von Gott nachzuweisen und möglichst aus der Heiligen Schrift, also dem Alten Testament, zu belegen. Um diesen Punkt geht es in unserer Erzählung: Wer ist dieser Jesus und wie ist er legitimiert? Woher kommt seine Vollmacht zu verkündigen und wie belegen wir die Richtigkeit dessen, was er sagt?

Die Vollmacht Jesu wird bestätigt durch seine Wundertaten: nur wer die rechte Verbindung zu Gott gefunden hat, kann heilen. Nur wer die rechte Gotteserkenntnis hat und verkündet, kann Wunder tun. Wer also über Wundertaten und Heilungen berichtet, der beweist, daß Jesus aus der Nähe zu Gott heraus predigt und handelt.

Eine Vollmacht hängt aber immer von unserer Erkenntnis dieser Person ab und von ihrer Relation zum Vollmachtgeber. Die Erkenntnis der Person Jesu, der sich nicht selbst zu erkennen gab, wird in der Erzählung des Petrusbekenntnisses von Caesarea Philippi (*Mark. 8, 27-39*) vorweggenommen. Wer sagen die *Leute*, daß ich sei? fragt dort Jesus seine Jünger, und diese antworten: sie sagen, du seist Johannes der Täufer oder Elia oder irgend ein Prophet. Und schließlich die Grundfrage: wer sagt *ihr*, daß ich sei?, und Petrus antwortet: *du bist der Messias*.

In unserem Text geht es nun ebenfalls um die Frage: Wer ist dieser Jesus?, aber aus einer anderen Sicht. Die Jünger sprechen nicht mehr aus einer Vermutung heraus und nicht mehr aus eigener Einsicht. Die beteiligten Jünger beziehen jetzt ihre Erkenntnis aus einer Vision, aus einer Offenbarung Gottes. Jesus offenbart sich seinen Jüngern nicht selbst, sondern er wird geoffenbart und damit auch bestätigt. Die drei beteiligten Jünger werden so, schon zu Lebzeiten Jesu, zu Boten Gottes, zu Aposteln.

Das Geschehnis ereignet sich auf einem hohen Berg (der frühen christlichen Legende nach ist es der Berg Tabor). Wer auf den Berg steigt, sieht klarer. Er steht *über* den Dingen und kann sie deshalb übersehen. Wer unten und mittendrin steht, sieht nur die Bäume. Erst wer hinaufsteigt, kann den Wald sehen. Erst dem, der sich über die Dinge erhebt, eröffnet sich die eigentliche Wirklichkeit. Ihm wird das Gesehene klar, die Eindrücke und Einblicke klären sich, das Gesehene wird deutlich und klar im Sinne des Erkennens: es wird *verklärt*.

2. Der Textinhalt

Unser Text hat deutlich folgende Elemente: 1. Die *Vision* der drei Jünger, 2. das *Schweigegebot* Jesu, 3. die *Leidensankündigung* und die Selbstbezeichnung Jesu als »Menschensohn«.

Auf dem hohen Berge erfahren die Jünger das Glück der *großen Vision*: Der erste Teil der Vision ist die Verklärung ihres Meisters. Es ist die Offenbarung des Personengeheimnisses Jesu. Er erscheint in hellen, weißen Kleidern »wie sie weißer kein Bleicher machen kann«. Weiß ist die Farbe der Reinheit, auch der

rituellen Reinheit, und sie ist als Helligkeit Ausdruck der Transzendenz. Engel tragen weiße Kleider, Gott tritt im Alten Testament als Licht auf, in das man nicht schauen darf und vor dem man die Augen senken soll, weil man sonst sterben muß. Die Aussage aber ist: aus Jesus leuchtet das *göttliche Licht*.

Diese Offenbarung des Personengeheimnisses wird vervollständigt und erläutert durch die Stimme aus der Wolke: »Das ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören«. Wer hinter dieser Stimme steht, ist für den damaligen Christen eindeutig. Auf einer Wolke hatte *Jahwe* das Volk aus Aegypten durch Wüste und Schilfmeer geführt. Als Wolke hatte er zu Mose gesprochen, und als Wolke hatte er sich dem Volk gezeigt, als Aaron das Versprechen Gottes, nämlich die Manna-Zusage, verkündete (2. Mose 13, 17, 14, 9, 16, 10, 19, 9).

Im dritten Teil der Vision erscheinen Mose und Elia und reden mit Jesus. Hier geht es nicht primär um die Person Jesu und um seine Beziehung zu Gott, zur Transzendenz, sondern um seine Einordnung hier in dieser Welt. Verklärung und Stimme aus der Wolke klären die vertikale Sicht, nämlich das Verhältnis Jesu zu Gott. Die Erscheinung des Mose und des Elia macht die horizontale Einordnung der Person Jesu deutlich. Er wird in die Reihe der Propheten gestellt: »und sie redeten mit Jesus«, heißt es in unserem Text.

Mose ist der *erste* Prophet, er ist das *Urbild* des Propheten. Mit seinem Namen verknüpft sich für Juden und Christen der Ursprung ihrer Religion. Jahwe hat sich Mose offenbart, und er hat ihn beauftragt, das Gesetz dem Volk weiterzugeben. Mose hat den Alten Bund Gottes mit seinem Volk vermittelt.

Elia ist der Prophet, der den Glauben des Alten Bundes als alleinige Wahrheit verfocht: Jahwe ist der alleinige Herr des Gottesvolkes. Es gibt keinen anderen Gott. Die Götter der anderen Völker, hier der Baalskult der Syrer und Phönizier, sind ohnmächtige Schatten. Der Herr des Gottesvolkes aber ist allein wirklich und mächtig.

Aber noch eines muß gesehen werden: Mose und Elia sind die beiden Propheten, deren Tod in ein Geheimnis gehüllt ist. Mose wurde vom Herrn selbst begraben, »auf daß niemand sein Grab erfahre« (5. Mose 24, 6). Elia wird auf einem feurigen Wagen entrückt und fährt im Gewitter gen Himmel (2. Könige 2, 11). Wenn Jesus mit Mose und Elia von der frühen Christengemeinde in *eine* Reihe gestellt wird, heißt das: Er ist ein Prophet, der in der *Vollmacht Gottes* redet und handelt. So wie Mose den Alten Bund vermittelte, so vermittelt Jesus den *Neuen Bund* Gottes mit den Menschen.

Die junge Gemeinde hatte ein Problem: Warum hatte Jesus nie eindeutig gesagt, er sei ein Prophet, oder der Gesalbte, der Messias, oder er habe ein besonderes Verhältnis zu Gott, das über die normale Gotteskindschaft der Menschen hinausgeht? Warum hatte er nie seine Macht gebraucht, mit der ihn die junge Gemeinde ausgestattet glaubte? Mit dem Schweigegebot gibt sie sich selbst die Antwort: Jesus hatte sich schon zu Lebzeiten erschlossen: das Geheimnis um seine Person wurde den drei auserwählten Jüngern offenbart. Aber sie mußten schweigen. Erst der Auferstandene wird *alle* Jünger zu seinen Zeugen machen

und sich ihnen zu erkennen geben. Erst *nach* seinem Tod wird er sich der Welt erschließen. Das Schweigegebot ist also in unserem Text, aber auch in der Erzählung vom Petrusbekenntnis, ganz eng an den Auferstehungsgedanken gebunden. Und in diesem Auferstehungsgedenken, dem Geheimnis um seinen Tod und in der Auferstehung, liegt, immer im Denken der Gemeinde, eine weitere Verbindung zu Mose und Elia.

Das dritte Element unseres Evangelientextes ist die *Leidensankündigung* und Jesu Selbstbezeichnung als Menschensohn. Unser Text sagt, auf dem Abstieg vom Berge befragten die drei Jünger ihren Meister zu dem, was sie geschaut hatten. Er kündigt ihnen an, daß der Menschensohn viel leiden und sterben müsse. Das besagt, Jesus hat den Entschluß gefaßt, seine Lehre nach Jerusalem hinauszutragen, ins Zentrum des Judentums. Seine geistige Revolution schickt sich an, zur Hauptstadt vorzudringen. Jesus sieht die Gefahr des Scheiterns und die daraus resultierenden Konsequenzen. Solange er nur in Galiläa, in der fernen Provinz, gewirkt hatte, war er ungefährlich für die herrschende Religionskaste, und er traf auf keine gefährlichen Gegner. Bei einem Marsch auf Jerusalem ändert sich das schlagartig. Jesus überschaut diese Risiken seines Vorhabens, und er sagt sie seinen Jüngern.

3. Schlaglichter zur Textdeutung

Nachdem wir nun den Text aufmerksam gelesen und analysiert haben, ist die Frage naheliegend: Betrifft uns das heute überhaupt noch? Oder etwas gröber ausgedrückt: Schön und gut, aber was geht das *uns*, uns Tempeler, an? Ich glaube, es geht uns *sehr viel* an.

Man kann die Sonderheit des Tempels, die seine Eigenständigkeit rechtfertigt, historisch belegen. Das machen wir in den Seminaren. Es ist aber für uns als christliche Gemeinschaft notwendig und unabdingbar, die Sonderheit der Lehre des Tempels auch *biblisch* zu belegen. Das aber ist Hauptaufgabe des Saalvortrags. Der Saalvortrag soll zwar auch der Erbauung und der ethischen Aufrüstung dienen. Ethik und Erbauung werden von der Erkenntnis und der Lehre bestimmt, und nicht umgekehrt. Die religiöse Erkenntnis des Christentums aber beginnt mit der *Erkenntnis der Person Jesu Christi*. Sie beginnt mit der Frage: was ist er für *uns*?

In der Antwort auf diese Frage liegt die Besonderheit des Tempels, das Anderssein, das Unterscheidende und Entscheidende des Tempels. Das Spezielle der Lehre Christoph Hoffmans ist eine andere Sicht der Person Jesu Christi. Christoph Hoffmann formuliert in seinem zweiten Sendschreiben: »Jesus, in welchem das Wort Fleisch geworden war, war also keine göttliche, sondern eine menschliche Person, in welcher aber der schöpferische Gedanke Gottes ... zu seinem vollen Ausdruck ... gelangte« (*Chr. Hoffmann, Das Dogma von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi, Sonderdruck der Warte des T., Sendschreiben über den Tempel und die Sakramente, 1878, S. 57*). Wir wollen glauben und leben wie Jesus. Jesus ist für uns Vorbild und Lehrer. Er hat uns eine Botschaft von Gott, dem

Vater gebracht, die uns zur Mitarbeit an der von ihm gewollten guten Welt, seinem Reich, einlädt und so zum Heil führt.

Jesus führt mit seiner Verkündigung die Linie der Propheten weiter: Gott liebt seine Schöpfung, sie ist ihm unendlich viel wert und er führt sie einem guten Ende zu. Der Mensch aber ist aufgefordert, die Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen zu teilen und teilzunehmen am Werden des guten Ziels, am Sieg der Macht der Liebe. Das ist der Inhalt des Neuen Bundes, der mit Jesus beginnt und der bekräftigt wird durch den Satz: »Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören«.

Und da ist noch Jesu Selbstbezeichnung Jesu als »Menschensohn«. Der Sohn eines Menschen hat in der Daniel-Vision vom Höchsten das Reich empfangen für »die Heiligen des Höchsten«, und dieses Reich umfaßt alle Königreiche. Die Bezeichnung »Menschensohn« steht immer in Beziehung zum *Reich-Gottes-Gedanken*. Damit wird in unserem Evangelientext die Verbindung hergestellt zum Anliegen der Verkündigung Jesu, des irdischen Jesus, wie auch des Auferstandenen: Das Reich Gottes und der Dienst am Reich. Und dieses Reich findet zunächst einmal *auf Erden* statt. Dabei bleibt dessen transzendenter Aspekt gewahrt: es besteht »wie im Himmel so auf Erden«. Die Daniel-Vision besagt, das Reich ist ewig, das heißt, es reicht über die zeitliche Beschränkung unserer Welt hinaus.

So ordnet die damalige Gemeinde Jesus Christus ein, und das ist auch der Glaube des Tempels: Er ist ein Mensch, der Gott nahesteht, mehr noch als Mose und Elia. Er hat uns die Botschaft von einem guten Vatergott gebracht und vom Reich, das nahe herbeigekommen ist. Er ist für diese Botschaft gestorben. Aber er war nicht tot, wie es schien. Die Jünger verstanden jetzt seine Botschaft, er hatte sich ihnen erschlossen, und sie *erkannten* ihn. Sie nahmen seinen Auftrag an und wurden seine Boten, sie wurden *Boten des Gottesreichs*.

Christoph Hoffmann hatte in seinem dritten Sendschreiben den für den Tempel heute noch gültigen Satz niedergelegt: Es »folgt nach dem Sinne Christi und der Apostel das, daß wir unsere Lebenszeit und unsere Kraft dazu anwenden sollen um ..., soviel an uns ist, das Reich Gottes auf Erden herzustellen« (*Chr. Hoffmann, Versöhnung der Menschen mit Gott, Sonderdruck der Warte des T., Sendschreiben über den Tempel und die Sakramente, 1878, S. 66*).

Und so stehen auch wir Heutigen in der Verpflichtung, *Boten* zu sein in Wort und Tat. Wir wollen den Glauben des Tempels wahren, indem wir ihn uns immer neu erarbeiten und ihn so schließlich verinnerlichen und leben. Gott gebe uns die Kraft dazu.

(gekürzte Wiedergabe eines Saal-Vortrags in der Tempelgemeinde Stuttgart am 3. November 1996 – Die angegebenen Schriften können von Interessenten jederzeit aus der Bücherei der TGD entliehen werden)

Leserecho

Noch einmal: »Quäker« (siehe auch »Warte« Januar 1997)

Oft bedarf es eines Zufalls, oder gar deren zwei, daß man an längst Vergangenes aus unserer Tempelgeschichte erinnert wird. So ging es mir mit dem Bericht über die Quäker. Sie nennen sich »Religiöse Gesellschaft der Freunde – Society of Friends« und kommen – wie wir Templer – ohne Dogmen, feste Kultformen und Sakramente aus. Der »Warte«-Bericht erschien anläßlich der Wanderausstellung, die im Laufe des Jahres in 18 deutschen Städten präsentiert wird und Zeugnis ablegt über ihre Arbeit für Menschen, die durch Krieg oder Flucht in Not geraten sind.

Leider ist davon in all den Jahren kein Mangel gewesen – ob dies im großen Afrika, in Gaza, Kambodscha, Vietnam, in Süd- und Mittelamerika, in Irland, aber auch in Deutschland in den schweren Nachkriegsjahren war mit Schülerpeisungen, die ganz bestimmt manchem heute Erwachsenen aus seiner Schulzeit noch bestens in Erinnerung ist.

Mir wurde, wie vielleicht noch manch einem aus der Tempelgesellschaft, aus Anlaß dieser Ausstellung ein Brief der Quäker mit der unvermeidlichen Zahlkarte zugeschickt, mit einem Kurzbericht über ihre vielfältige Hilfe. Dies war er zweite Anlaß, der mich an Erzählungen der Älteren und an das Buch von Paul Sauer »Uns rief das Heilige Land« erinnerte, wo u.a. über die Hilfe der Quäker bei der mühseligen Rückkehr der Templer aus Helouan und Bad Mergentheim nach dem Ersten Weltkrieg berichtet wird, die dank ihrer Fürsprache bei der englischen Regierung möglich wurde. Diese Hilfe hatte aber auch Kleider und Milchspende für die aus Helouan in das kalte Deutschland deportierten Templer umfaßt. Jahrelang zögerte damals die englische Regierung, die Templer wieder zurück in ihre Kolonien und zu ihrem Besitztum gelangen zu lassen.

Vielleicht wäre die Geschichte der Templer ohne ihre Fürsprache anders ausgefallen, aber ebenso das Leben jedes Einzelnen von uns? Man weiß es nicht, aber ich denke, man sollte sich, auch nach so vielen Jahren, der Hilfe dankbar erinnern, die die Quäker auch damals nur leisten konnten, weil ihnen Spender zur Seite standen.

Deshalb meine Anregung: ob wir vielleicht anläßlich eines Gottesdienstes, noch besser: einer größeren Veranstaltung wie Tempelgründung oder Dankfest, das Saalopfer der Quäkervereinigung zuwenden könnten, die ihre Arbeit auch heute noch unter das Motto »Hilfe zur Selbsthilfe« stellt.

Ich würde mich freuen, wenn viele aus der Gemeinde meinen Vorschlag aufnehmen würden und ich nicht die Einzige wäre, die in Dankbarkeit der Hilfe in Deutschland nach 1945, aber insbesondere der Unterstützung der Quäker nach dem Ersten Weltkrieg, gedenkt. 1947 bekamen die Quäker den Friedensnobelpreis zuerkannt!

Luise Albrecht, Ludwigsburg

Aus einer Selbstdarstellung: »Die Quäker fördern Menschen, damit sie lernen, sich selbst zu helfen. Egal in welches Land sie kommen, um zu helfen: überall stehen praktische und effektive Hilfe zur Selbsthilfe und Versöhnung an erster Stelle ihrer Hilfsaktionen, so in Somalia, in Vietnam, in Nordirland, in Ex-Jugoslawien«. – Spendenkonto der Quäker-Hilfe: Nr. 8418204 Bank für Sozialwirtschaft Hannover BLZ 25120510.

Begegnung mit dem Islam

Der Schriftleitung liegen in diesem Monat drei Beiträge vor, in denen sich Templer Gedanken zum Thema Islam machen und auch persönliche Erfahrungen wiedergeben. Wir wollen unseren Lesern diese interessanten Äußerungen nicht vorenthalten und verweisen in diesem Zusammenhang noch auf unsere Veröffentlichungen in »Warte« Juli/August 1995 über »Islam und Islamismus«.

Gedanken zu Christ-sein und Islam

Liebe Freunde, nachdem ich mich schon einige Jahre mit dem Islam, insbesondere mit seiner mystischen Richtung, dem Sufismus, beschäftigt habe und nun eine Woche in Istanbul weilte, möchte ich Euch einige Gedanken zu Christ-sein und Islam mitteilen, die mich seit geraumer Zeit beschäftigen.

Wenn wir die Nachrichten beobachten, hören wir immer wieder von »islamischen Fundamentalisten«; dieses Wort wird gern im Zusammenhang von Anschlägen (derzeit in Algerien) gebraucht. Dieses Wort hat sich in unser Gedächtnis derart eingeprägt, daß man, wenn man einen gläubigen Muslim trifft, sofort an einen »Fundamentalisten« denkt.

Nachdem ich mich seit einigen Jahren mit dem Sufismus befaßt habe und selbst auch mit gläubigen Muslimen befreundet bin, kam ich zu dem Ergebnis, daß der terrorisierende Fundamentalismus mit dem Islam ebensowenig zu tun hat wie die mittelalterlichen Kreuzzüge mit der Lehre des Jesus von Nazareth. Entgegen einer weit verbreiteten Ansicht, der Islam habe den Krieg auf seine Fahnen geschrieben, lehrt auch der Koran die Gottes- und (praktizierte) Nächstenliebe als einzigen »Weg zum Heil«.

Als Templer, die die Lehre Jesu von Nazareth achten, sollten wir uns zunächst einmal für die Muslime einsetzen, damit sie, wie der Artikel 4 unseres Grundgesetzes es verbürgt, ihre Religion in Freiheit ausüben können. Gewisse christliche Kreise vertreten die Ansicht, der Islam sei eine falsche Religion, und sie engagieren sich stark, um den Bau von Moscheen und islamischen Kulturzentren im Land zu verhindern. Dies entspringt einer falschen Ansicht über den Islam, weshalb wir uns auch mit dieser Religion ein wenig befassen sollten.

Wer sich mit dem Islam befaßt, wird feststellen, wie Jesus dort hochgeachtet wird. Im Islam wird Jesus als Prophet betrachtet und es wird ihm für die »Endzeit« eine ähnliche Rolle zugeteilt wie in der Apokalyptik des Christentums.

Ich nutzte während meines Urlaubs in Istanbul die Möglichkeit, am Freitagsgebet in einer Moschee teilzunehmen. Ich tat es in dem Bewußtsein, den *einen* Gott anzubeten, den Juden, Christen und Muslime gemeinsam anbeten. Nach Lessings »Nathan« und Goethes »Ost-westlichem Diwan« haben wir keinen Grund, uns als Jesuaner vom Islam zu distanzieren. Goethe schreibt: »Wenn Islam 'ergeben' heißt, leben und sterben wir alle im Islam«. Man hat das »W«, das Goethe vor seinem Tod auf seine Brust zeichnete, als den Anfangsbuchstaben des Wortes »Allah« gedeutet.

Ich möchte jedem Templer Mut machen, sich mit dem Islam zu befassen, für die Religionsfreiheit der Muslime in unserem Land einzutreten und sich eventuell bei den »Christlich-Islamischen Gesellschaften« zu engagieren, um gemeinsam für den Dialog beider Religionen einzustehen (Kontaktadressen können bei mir angefordert werden).

Lorenz Mayer, Rainer-Maria-Rilke-Weg 10, 67346 Speyer

Meine Erfahrungen mit dem Islam

Meine Erfahrungen mit dem Islam sind positiv, immer auch im Zusammenhang mit meiner Templerzugehörigkeit, denn wenn man aus der Sicherheit und Geborgenheit des eigenen Kulturkreises heraustritt, hält man sich umso fester daran. Ich bin Muslimin *und* Templerin. Das bedeutet für mich keinen Konflikt, sondern eine Bereicherung. Für mich ist es *ein* Glaube an Gott, nicht zwei verschiedene; mein Glaube wird gespeist aus zwei Quellen, den heiligen Schriften des Koran und der Bibel.

Ich bin weit davon entfernt, eine Autorität für den Islam oder die Lehre des Koran zu sein. Ich muß noch viel lernen. Dennoch werde ich versuchen, hier meine persönliche Erfahrung mitzuteilen. Ein Eingeweihter eines anderen Glaubens zu sein, entfaltet unglaubliche Einsicht und Toleranz. Es stärkte meinen Glauben als Templer. Was mich am Islam zunächst am meisten beeindruckte, waren die Freiheit und die Flexibilität. Dies überrascht gewöhnlich selbst die tolerantesten und großzügigsten Christen.

Über Jahre hinweg gewann ich einen Einblick in den Islam als eine Religion des Friedens, der Toleranz, der gegenseitigen Hilfe, der individuellen Freiheit, der Ungezwungenheit und der Flexibilität. Der Islam handelt vom Zusammenwirken und dem friedlichen Leben Seite an Seite selbst mit dem Feind. Der Islam achtet den anderen, die Ernte, die Bäume, die Umwelt; er ist für die Gleichheit der Rassen und Geschlechter; der Islam ist eine Religion der Mäßigkeit, nicht der Extreme, des praktischen Alltagslebens, des Mitleids, der Gnade, der Versöhnlichkeit und der Barmherzigkeit. Ich entdeckte sogar, daß – ähnlich wie viele Christen – Muslime sich bemühen, mit der Zeit zu gehen und Aspekte ihrer Religion in der modernen Welt zu verändern suchen.

Christen und Muslime glauben an *einen* Gott. Die Bibel *und* der Koran beschreiben Jesus als einen heilenden Propheten. Jesus überbringt den Muslimen wie den Christen eine bleibende Botschaft. Mohammed hat dies bezeugt.

Muslime sehen Gott nicht als Dreieinigkeit. Jesus wird als Gottes Apostel, nicht als sein Sohn, gesehen. Als Templerin finde ich hier keinen Konflikt zwischen diesen Religionen. Der Koran hat 99 Namen für Gott, das Wort »Vater« ist nicht dabei.

Muslime glauben an alle heiligen Bücher, d.h. den Talmud, das Alte und das Neue Testament und den Koran.

Das Judentum, das Christentum und der Islam werden oft als abrahamitische Religionen beschrieben, da alle Adam, Noah, Abraham, Moses und die Patriarchen Israels als Propheten ansehen, die wertvolle Botschaft von Gott bringen. In diesem Sinn sehen Muslime den Islam nicht als eine neue Religion, sondern als Höhepunkt der anderen Religionen.

Muslime und Christen glauben, daß es Botschaft dieser Propheten ist, unser tägliches Leben mit Gott in Einklang zu bringen mit Hilfe der heiligen Schriften und ihrer Lehren und durch regelmäßige religiöse Übungen.

Ich glaube, daß der Islam Christen lehren könnte, ihren Glauben an die Wahrheit zu stärken, d.h. an die Wahrheit, die größer ist als eine einzelne Religion, sei sie individuell oder allgemein, nämlich der ursprüngliche Bund zwischen Gott und allen menschlichen Wesen.

Der Islam ist manchmal als Religion der Vernunft und der Rationalität beschrieben worden, das Christentum als Religion der Liebe. Von berufener Seite ist angedeutet worden (Hans Küng, »Christentum und Weltreligionen«, 1985, S.130), daß wir in der langen Geschichte muslimisch-christlicher Beziehungen erst am Anfang stehen. Mitglieder beider Religionen sollten gegenseitige Anerkennung und gegenseitiges Verständnis entwickeln.

Der beste Weg für uns ist, Menschen anderer Religionszugehörigkeit persönlich zu begegnen, wann immer sich Gelegenheit dazu bietet; man sollte ihnen offen und ehrlich zuhören und von ihnen lernen. Nur dann können wir zu wahrer Ökumene und zum Weltfrieden finden.

Irene Bouzo

(gekürzte Fassung eines Referates beim Seminar der Temple Society Australia am 29. September 1996 in Bentleigh über das Thema »Gott und der Tempel – Die Anwendung von Religion im Leben«, aus dem Englischen übersetzt von L. Thaler)

Mitgliedschaft im Islam und Tempel miteinander vereinbar?

Theoretisch habe ich diese Frage schon einmal beantwortet, und zwar in einem Seminarsreferat über die Tempelgesellschaft. Sinngemäß habe ich dort gesagt: »Wer bereit ist, mitzuarbeiten an unserem Ziel, Reich Gottes – so viel Reich Gottes wie möglich – auf Erden zu verwirklichen, der kann bei uns Mitglied sein. Theoretisch könnten wir demnach auch Juden und Muslime aufnehmen.« Ich denke, daß wir daran festhalten sollten.

Allerdings: in diesem Abschnitt kommt zweimal das Wort »theoretisch« vor. Das klingt nach einem Vorbehalt, und in einem gewissen Sinn ist es das auch.

Ich möchte erklären, was ich damit jeweils meine.

Das zweite »theoretisch« hat mit uns eigentlich nichts zu tun. Es drückt aus, daß ich es damals für sehr unwahrscheinlich hielt, daß ein überzeugter Jude oder Moslem bei uns Mitglied werden wollte. Nun beweist Irene Bouzos Bericht, daß das, zumindest im Einzelfall, möglich ist. Es würde mich interessieren, wie man – also der Imam, die Mitglieder – sich in ihrer muslimischen Gemeinschaft dazu stellt, daß sie zugleich Mitglied in einer christlichen Religionsgemeinschaft ist.

Das »theoretisch« zu Beginn bezieht sich auf etwas Grundsätzlicheres, darauf, daß es auf die gestellte Frage zwei verschiedene Antworten gibt. Einerseits geht es darum, was man – konkret: die Leitung der Gesellschaft – bereit ist zu akzeptieren aus Respekt vor der Gewissensentscheidung des einzelnen Mitglieds. Und da würde ich Irene Bouzo völlig recht geben. So, wie sie selbst ihre Mitgliedschaft im Islam versteht und darstellt, sehe ich keinerlei Widerspruch zu unseren Zielen und damit zu einer Doppelmitgliedschaft.

Etwas anders stellt sich die Frage, wenn man nicht vom einzelnen Mitglied ausgeht, sondern von der grundsätzlichen Haltung der Gesellschaft. Jede Religionsgemeinschaft, auch eine so freiheitliche wie die Tempelgesellschaft, braucht eine feste Grundlage für ihren Glauben und ihre Verkündigung und auch feste Grenzen dafür. Konkret: was verkündigen wir, und wo liegt die Grenze zu dem, von dem wir nicht wollen und nicht zulassen dürfen, daß es in unserem Namen verkündigt wird? Diese Frage hat Irene Bouzo gar nicht angeschnitten, und deshalb ist es kein Widerspruch zu ihrem Artikel, wenn ich jetzt sage, daß ich auf dieser Ebene erhebliche Bedenken hätte gegen die These, Islam und Tempelglaube seien ohne weiteres vereinbar.

Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß mein Bild des Islam nicht so uneingeschränkt positiv ist wie das ihrige, auch wenn ich ihr völlig recht gebe darin, daß man den Islam nicht nur nach dem heute vorherrschenden Bild des Fundamentalismus beurteilen darf.

Und das wiederum wirft die komplizierte Frage auf, wonach man eine ganze Religion – also *den* Islam, *das* Christentum, im Unterschied zu den vielen verschiedenen Gruppierungen beider – überhaupt beurteilen kann. Nach ihren heiligen Schriften? Sowohl aus dem Koran wie aus der Bibel läßt sich, wie die Erfahrung zeigt, völlig Gegensätzliches herauslesen. Nach den Aussagen ihrer Autoritäten? Eine Person oder Institution, die das Recht und die innere Autorität hätte, für alle zu sprechen, gibt es weder auf islamischer noch auf christlicher Seite. Nach dem Verhalten der Mehrheit ihrer Mitglieder? Dazu gehören auf der einen wie auf der anderen Seite Friedensapostel und Terroristen, Theokraten, die Religion primär als Machtanspruch sehen, und selbstlose Fromme.

Es würde sich lohnen, dieser Frage einmal genauer nachzugehen – eine klare Antwort gibt es sowieso nicht –, und dann – mit aller Vorsicht, die sich daraus ergibt –, derjenigen nach dem Verhältnis von Tempelglauben und Islam.

Brigitte Hoffmann